

# Vom Büchertisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aber italienischen Pommat — man besuchte gegenseitig die Kirchweih. Jetzt ist dieser Weg gesperret; im Pommat selber schwindet das Deutsche, und der Zusammenhang mit dem Wallis wird unterbrochen. Bald wird Gurin eine Sprachinsel sein und nicht mehr ein Vorgebirge. Ob es nicht eines Tages italienisch überschwemmt ist? Auf alle Fälle wollen wir das Deutsche dort noch stützen und haben darum aus den Mitteln des Schul- und des Sprachvereins und aus freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder und weiterer Gönner einmal die Schuljugend für drei Tage in die deutsche Schweiz kommen lassen.

Die Schule wird italienisch geführt. Das ist zum Vorteil der Kinder, und darauf kommt es vor allem an. Daneben besuchen sie freiwillig, genauer: schicken die Eltern sie freiwillig, täglich noch 1 ½ Stunden in die deutsche Schule, im selben Schulhaus, aber zu einem andern Lehrer, für den das natürlich nur ein Nebenamt bedeutet. Davon zählt der Kanton immerhin einen Beitrag, aber den größeren der Deutschschweizerische Schulverein. Daß das so bleiben müsse, ist nicht gesagt. Es wäre einmal auszurechnen, ob der Kanton Tessin, der sich vom Bund jährlich 60 000 Fr. schenken läßt zur Erhaltung seiner sprachlichen Eigenart, davon nicht einen größeren Posten abgeben könnte an die Gemeinde Gurin zur Erhaltung ihrer sprachlichen Eigenart. Es wäre auch zu wünschen, daß das Deutsche nicht nur als freiwilliges Anhängsel, sondern als Pflicht- und Hauptfach gelehrt würde. Vorteilhaft wäre es natürlich, wenn beide Schulen in einer Hand vereinigt werden könnten, und dafür bestehen gute Aussichten. Eingeladen hatten wir natürlich die beiden Lehrer; statt des staatlichen Italienischlehrers kam sein Sohn, ein junger Lehrer, der seinen Vater auch in der Schule oft vertritt.

Um 3 Uhr waren sie aufgestanden, um 4 abgefahren; um 1 Uhr trafen sie in Zürich ein. Wir führten sie am Pestalozzidenkmal vorbei in eine freundliche Gaststätte, deren Leiter sie für 2 Tage zum Mittagessen eingeladen hatte; dann durch die Bahnhofstraße zum See hinaus, mit der Straßenbahn zum Tiergarten hinauf, auf den Zürichberg zum Abendessen und auf den Milchbuck in die Jungendherberge — die machten Augen! Es verschlug ihnen fast die Sprache, all das Neue. Still und ruhig zogen sie des Wegs, — wie so ganz anders als schulreisende Stadtjugend mit ihrem lärmigen Betrieb und dem ewigen Geschnatter. Am andern Tag ging's ins Landesmuseum, wo den Buben namentlich der Waffensaal Eindruck machte. Ein Gang durch Gassen und Gäßlein der Altstadt, und dann aufs Schiff — noch keines hatte je ein Schiff betreten — und bei strahlender Sonne den See hinauf bis Wädenswil. In der Kajüte drunten gab's auch ein kleines Fest: die Kinder sangen das Rütli-lied; die Mädchen sagten Gedichte auf (natürlich nur die Mädchen!); zum Abschied gaben wir jedem noch ein paar Ansichtskarten von Zürich und ein Heftchen „Guter Schriften“. Zum Schlusse sangen wir alle „Ruffst du mein Vaterland“ (aber auch nur die erste Strophe!). Die Kinder machten einen geweckten Eindruck und schauten bei aller Stille und Bescheidenheit recht hell in die Welt hinein. Es waren einige Blondköpfe darunter, an denen Verehrer der „nordischen Rasse“ ihre Freude gehabt hätten. Abends waren sie dann bei der Lieben Frau von Einsiedeln, am dritten Tag noch auf dem Rütli, und dann ging's wieder heim ins stille Bergtal. Dort haben sie Ferien bis spät in den Herbst hinein und reichlich Zeit, ihre Erinnerungen zu ordnen und zu plaudern von der großen Schulreise. Die Knaben kommen wohl später als

Handwerker in die Welt hinaus; es soll aber dort Frauen geben, die ihrer Lebtage nie zum Tal hinausgekommen sind. Wenn ein Mädchen diese Reise mitgemacht hat, kann es seiner Lebtage erzählen: „Als wir in Zürich waren...“. Und das alles nur, weil sie deutsch sprechen. Und so glauben wir, einen ausgesetzten Posten deutschen Sprachgebietes geschützt und gestützt zu haben. An jenem Abend in Zürich haben wir auch, unser einige vom Sprach- und vom Schulverein, ein in Zürich wohnender gebildeter Guriner und die beiden Lehrer, die Sache der Erhaltung der deutschen Gemeinde Gurin gründlich besprochen und hoffen: nicht umsonst.

Was man nicht im Sprachverein in wenigen Tagen alles erleben kann: Dresden und Gurin! Schöne Tage!

## Vom Büchertisch.

**Sagen aus Graubünden**, 2ter Teil. Verlag Sauerländer & Co. inarau und Leipzig. 240 Seiten.

Arnold Büchli läßt hier dem seiner Zeit hier besprochenen ersten einen zweiten Band seiner Bündner Sagensammlung folgen, und A. M. Bächtiger hat auch diesmal den Buchschmuck beige-steuert. Die zwei Bände, schön gedruckt, gut ausgestattet, fein gebunden, stellen etwas vor. Wir haben jetzt eine wirklich stattliche Sammlung zur Hand, die jeder Kenner Graubündens gern auf seinem Büchergestell sehen wird, die auch zum Vorlesen in der Familie Stoff bietet. Fast alle Sagen sind in einem geziemend einfachen und passend schweizerischen Hochdeutsch geboten, doch fehlt deutsche Mundart nicht ganz neben vier verschiedenen Proben von Romanisch und einer Seite Misogger-Italienisch. Bl.

Kürzlich kaufte ich mir in Bern ein lustiges Büchlein: Emil Günter, **s'Zärbste Peters Gschichtli vom alte Napolion u vom Chräjebüel** (Verlag von R. J. Wyß in Bern, 1931). Da steht viel Lustiges drin. Einiges davon berührt unsere sprachlichen Bestrebungen und Beobachtungen und soll ohne Zusätze und Bemerkungen hier mitgeteilt werden. Zur Erheiterung der Leser, von denen dann vielleicht der eine oder andere das eine Fülle uralten bernischen Sprachgutes bietende Büchlein (ich habe nur 3 Franken und 60 Rappen dafür bezahlt) daraufhin auch lesen wird.

Aus der Beschreibung einer Hochzeitsreise, bei der Krähenbüel als (offenbar von Bremsen stark belästigter) Kutscher und Fremdenführer durch das Bernbiet und Oberland mitfährt:

(S. 47) „Wo si gägen-Underseijen uehe cho sy, het es s'Bohnebluest's (das Pärchen) 'dunkt, es wärd' e chli gmödleter; d'Wirtshüser hei allergattig frönd Nämme g'ha, wo si te Tüfel meh druf verstande het: Terminus, Monopol, Metropol, Bristol, Odol und so wyters. Dr Chräjebüel isch nümme drus cho . . . er hätt lieber Brämen-ol g'ha u het gseit, er syg si desse nid gwanete. Es gang ihm nit über „Chrüz, Bären-u Leue oder öppis us dr Astro-nomie“. Stubemeitschi het men-i dene Hotäll keni meh gseh, nume no Saal- und Restorazionstöchtere, und d'Frau Bohnebluest het emel dr Chräjebüel gfragt, ob me de dene Chällner, wo si hie und do atroffe hei, nid au Saal- und Restorazionssühn sägi?“

Von den Zürchern behauptet in seinem Emmentalerische der Fuhrmann Krähenbüel (auf S. 100): „De chenne si vom Waadtländerwy z'fäges nit, u das ist e Hoopffähler. Mi chönnti zwar meene, we men-uf Züri chunnt, es syge meh Wälttschi dert weder Schwolbe: es

heeft alls Schang, Schaggi, Schorsch u Scharl, we nid öppen-e Häiri drzwüsche chunnt.“

Nuch die Waadtländer (aber eben: eigentlich nicht die Waadtländer, sondern andere Leute!) bekommen eins ab (S. 106):

„D'Waadtländer rede meeschtes wältsch, we si chö . . . D'Lit dert sy meeschtes Yngiborni, wo viel drvo Gueißbüeler, Guiguer, Dppliguer, Längdeer u dö Reneel heeße, odr de düitschi Schmydergselle, wo nume no 'broche düitsch chö, gäng ufzbigähre hee u b'hoopte, bi ihne „drauße“ fng's besser. Sit achterwünzgi sy d'Waadtländer gäng i dr Angst mi chönnt nen öppis ewägnäh; drfür zeehne si ihres ganzen-Invantari mit «Liberté et Patrie». Em Bundesgerichtspalast z'Losahne, steelhts nid minger as feuf Mal. Kurlig isch, daß men-em Tubak, wo um Päterlingen-ume pflanzet wird, Murtechabis seet . . .“

Wie über bodenständige und unbodenständige Gasthofnamen und Personennamen, so fällt (S. 218) auch eine Bemerkung ab über echte und modische Namen von Kartoffelsorten:

„Dennzumal het me di neue Sorte „Wältwunder, Magnum-Bonum, Diamant, u Globus“ no nid gha, aber drfür „Schägger, Blawängler, Ruchroti, Fulebacher, Jakobler u Bodeverspränger“; mi het nüt anders gwüßt, die sy au guet gsi.“ Bl.

## Allerlei.

Unsre gut eidgenössischen **Rappen** setzen sich erfreulicherweise auch im deutschen Auslande, wenn auch etwas langsam, durch gegen die in deutschem Druck lächerlichen Cts. So sehen wir, daß die „Neue Illustrierte Zeitung“ der Norddeutschen Druckerei und Verlagsanstalt in Berlin dazu übergegangen ist, den Verkaufspreis für die Schweiz in Rp. anzugeben und den Cent für den holländischen Preis zu sparen. Leider ist das nicht selbstverständlich; vor lauter „Masse und Blut“ sehen viele Deutsche nicht, was den Deutschen ausmacht. Bl.

**Fremdwörtliches.** Der „Aktuar“ eines Männerchors auf dem Lande berichtet über die Hauptversammlung: „Der Dirigent wurde in g'lob'o bestätigt“. (Wie macht man das? Gesah das etwa im Zürcher Warenhaus „Globus“? Das hat auch seine Erfrischungsräume!)

Der Präsident des gleichen Chores erhebt am Ende seines Jahresberichtes sein Glas „auf die Porale: Einigkeit im Gesang, Einigkeit im Herzen!“

Ein Abgeordneter („Delegierter“) eines Turnverbandes empfiehlt die Veröffentlichung von Wettkampfbestimmungen, „damit sie r u b r i k werden“. (Es wäre schade, wenn wir dieses Beispiel nicht „publik“ machten; sein Urheber gehört in eine besondere „Rubrik“). K. St.

**Französischer als in Paris** ist man offenbar auf der Schrifteleitung der „Neuen Zürcher Zeitung“. In Frankreich haben sich Regierung, Parlament und Presse schon seit Jahren, wenn auch ungerne, zu der Erkenntnis durchgerungen, daß die Elßaß-Lothringer zwar französische Staatsbürger, aber doch zu gut 80 % deutscher Sprache und Kultur sind. Die „Neue Zürcher Zeitung“ weiß es aber besser; sie schreibt in ihrer Nr. 204 vom 4. Februar 1935:

**Deutsche Repertoireoperen im französischen Sprachgebiet.** epl. Die erste französische Aufführung einer Handeloper fand am 8. Januar in Straßburg statt. „Giulio Cesare“ wurde in trefflicher Aufführung mit schönem Erfolge gegeben. Hayms Textbuch in der

Bearbeitung Oskar Hagens wurde einer französischen Anpassung durch Louise Mancini unterzogen, der wir schon die französische Neueinstudierung des „Oberon“ verdanken und von deren Geschick und Sachkenntnis sich auf dem Gebiet der Gewinnung gewisser Opern für das französische Sprachgebiet noch viel Gutes erwarten läßt. Straßburg spielt hier zwischen den beiden Kulturen eine Vermittlerrolle, die dem französischen Grenzgebiet wohl ansteht. Auch die „Zauberflöte“, die nur in einer völlig verkehrten Textform mit ganz andern Personen vor langer Zeit auf den Pariser Bühnen erschien und längst wieder vergessen ist, wurde kürzlich durch Brud'homme zu neuem Leben erweckt und in den letzten Januartagen in Straßburg französisch gegeben.“

Gewiß ist es erfreulich, daß man — nicht mehr allzufrüh! — in den französischen Regierungskreisen von dem Irrsinn der Kriegsjahre, die deutsche Musik und Kunst in Bausch und Bogen in Acht und Bann zu tun, abzurücken beginnt. Noch schöner wäre es aber, in den Theatern der elßassischen und lothringischen Städte der Bevölkerung die Schauspiele und Opern deutscher Künstler auch in deutscher Sprache vorzuführen, damit die Zuhörer wenigstens in die Lage versetzt würden, den Text zu verstehen. Und am allerlößlichsten fänden wir es, wenn die Schrifteleitung der „Neuen Zürcher Zeitung“ sich endlich einmal entschloße, anzuerkennen, daß Straßburg, wie fast ganz Elßaß-Lothringen, heute noch wie schon vor 1500 Jahren, zum deutschen Sprachgebiet gehört. Sch.

**Deutsche Sprache und Menschenwürde.** . . . Nun ist aber viel minderwertiges Material für teures Geld gekauft worden und man muß von den Vereinen verlangen, daß sie sich künftighin vor derartigen unrentablen Kapitalanlagen hüten.“ (Neue Zürcher-Zeitung, 5. Feb.) Haben die Vereine etwa schlechte Bälle im Vorrat gekauft? Nein, bewahre! Mit der Verpflichtung ausländischer Spieler müssen die Vereine vorsichtiger zu Werke gehen; „es lag nie in der Absicht der Behörden, einer Ueberschwemmung des schweizerischen „Fußballmarktes“ durch ausländische Spieler fragwürdiger Klasse Vorschub zu leisten“. — Es ist geradezu furchtbar, was solche Stellen von der Gesinnung des öffentlichen Sportbetriebes verraten; aber leider sind sie darüber hinaus für die weitverbreitete Neigung der Deutschsprechenden kennzeichnend, von Menschen wie von Waren zu schreiben. In reichsdeutschen Zeitungen werden z. B. die armen Studierten, die noch keine Stellung gefunden haben, mit sichtlichem Stolz über die technische Ausdrucksweise als „Staumasse“ bezeichnet. Ich mußte nun schon oft feststellen, daß gerade wir Lehrer diesen Fehler nicht vermeiden, die wir doch in dieser Hinsicht als Behüter und Förderer junger Menschen besonders vorbildlich sein sollten. So geriet mir jüngst eine sehr wichtige Eingabe in die Hände, die von Lehrern unterzeichnet und an die Schullbehörde weitergeleitet werden sollte. In ihr war aber von den Schülern vorzugsweise als dem „Material“ der Schule die Rede, das in gute und schlechte „Elemente“ getrennt werden könne. Werte Kollegen: Nur in Fabriken braucht man Material, und in der Schule gibt es weder gute noch schlechte Elemente, sondern nur Menschen, mögen sie auch im Betragen und Wissen verschieden sein.

Am Anfang des Weltkrieges erschienen in Frankreich höhnernde Aufsätze über die angebliche barbarische Sucht der Deutschen, Menschen und Sachen sprachlich gleich zu behandeln. Einiges in diesen Aufsätzen war übertrieben, vieles aber nur zu wahr und galt auch für uns. Ohne die geringste Furcht vor dem Vorwurf besonderer Empfindlichkeit möchte ich daher bitten, von Menschen immer menschlich zu schreiben. Ch. Tschopp.